

Aroa Moreno Durán • Die Tochter des Kommunisten

Aroa Moreno Durán

Die Tochter
des Kommunisten

Roman

*Aus dem Spanischen
von Marianne Gareis*

btb

*Für Gregorio und Pablo Ulises,
Nord- und Südgrenze*

Er wußte, was brücken wissen: Sie verbinden
über wasser, was unter dem wasser
verbunden ist

Doch das eine ufer war sumpf,
das andere feuer

REINER KUNZE

Katia Ziegler nimmt die Kappe des Füllfederhalters ab, mit dem sie alle wichtigen Dokumente ihres Lebens unterschrieben hat. Auch zu ihrer Hochzeit in den Siebzigern hatte sie ihn dabei. All die unbekanntenen Gesichter später auf den Kirchenbänken. An sein Gesicht erinnert sie sich nicht mehr, nur noch daran, dass er sie die ganze Zeit angelächelt hat. Es ist, als wäre sein Gesicht aus diesen alten Zeiten ausgelöscht und alles, was von dem Mann geblieben ist, ein einziges Bild von damals, dieses Foto: er, mit dem Rücken an dem silbergrauen Wagen, die Hände in den Hosentaschen, die blonde Haarsträhne über dem linken Auge.

Es ist Oktober. Draußen prasselt der Regen nieder wie ein sich leerender Wasserfall. Schwer klatscht er auf die Dächer. Es ist der gleiche Regen wie früher, bei dem immer der Strom ausfiel. Weshalb ihr Vater stets Streichhölzer und Kerzen in den Schubladen bereithielt. Dennoch nahm er lieber die Taschenlampe, die gleiche verwendet auch die Polizei, sagte er. Da die Mädchen abends immer damit spielten, war sie nie zur Hand, wenn es plötzlich dunkel wurde.

Der Regen lässt den Garten nach Erde riechen. Der

Horizont fast nicht mehr zu erkennen. Nebenan der Nachbar, ein ordentlicher Garten, der Gehweg gefegt. Anfangs hatte sie jeden Monat ein Foto von den Bäumen gemacht. Während sie Kaffee kochte, sah sie zu, wie sie ihre Farbe änderten. Der Regen erinnert sie auch an das alte, graue Pferd, damals auf der Wiese. An die Tropfen, die Kreise formten, die sich berührten und wieder auflösten. In einem Oktober wie diesem hatte sie hundert Blumenzwiebeln gesetzt, über den ganzen Garten verteilt. Zwischen den roten Pflastersteinen wuchert das Gras. All das ist nun vorbei. Die Natur schläft. Bis mit der nächsten Frühjahrswärme das Gelb wieder hervorbricht.

Es ist Oktober. Der Monat der Revolution.

Nach dem Regen kam der Winter.

Schnee macht beim Fallen kein Geräusch.

DER OSTEN

Alle tanzen gerne Lipsi

Berlin, 1956

Der Tag, an dem Papá abends nicht rechtzeitig wiederkam, um den Ofen anzumachen, war der kälteste des ganzen Winters. Schließlich ging Mamá selbst runter in den Keller und holte Kohle und ein paar Holzscheite. Das Holz war feucht. Wieder nur Schüttkohle, dieser Mann begreift es einfach nicht, sagte sie, den Kohleneimer in den Händen. Martina und ich liebten es, in der Kohle herumzustochern, vor allem in dieser weicheren. Manchmal, wenn Mamá nicht zusah, rieben wir zwei Kohlebröckchen aneinander, bis unsere Finger schwarz waren und die Kohlestücke wie Pechkohle glänzten.

Papá kam erst, als es draußen schon stundenlang dunkel war. Was ist denn hier los?, fragte er. Das siehst du doch, antwortete Mamá. Der kleine Raum, der als Wohnküche und auch als Schlafzimmer für uns Mädchen diente, war vollkommen verqualmt. Papá nahm meine Hände und sah meine kleinen, geschwärzten Finger. Er legte seine rauen Fingerkuppen auf meine und drückte kräftig zu.

Mit Mamá sprachen wir immer Spanisch, mit Papá Deutsch. Wir fragten uns nicht, warum. Mein Vater hatte in der Fabrik Deutsch gelernt, in Dresden, aber richtig gut sprechen konnte er es nicht. Also setzte er sich zu Martina und mir, wenn wir Hausaufgaben machten, und lernte dabei nach und nach, richtig zu deklinieren und das Verb an den Schluss zu stellen. Doch er verzweifelte: Wie soll ich denn wissen, was man mir sagen will, wenn ich das Verb nicht kenne, wenn ich erst, wenn die Leute zu reden aufgehört haben, weiß, worum es geht? Nach und nach schaffte er es, diese Sprache in seinen Kopf zu kriegen, doch auch wenn er sich immer verständlich machen konnte, verstand ich nie wirklich alles, was er sagte. Es war eben Papás Deutsch. So viele Buchstaben hintereinander, diese Sprache ist unmenschlich, jammerte er. Mamá hatte sich geweigert, Deutsch zu lernen, und obwohl Papá in der ganzen Wohnung Zettel mit den Namen der Gegenstände für sie anbrachte – Fenster, Topf, Bett, Ofen –, konnte sie nie einen vollständigen Satz sagen. Sie verständigte sich mit Gesten und einzelnen Wörtern. Kartoffeln, ein Kilo, sagte sie, zerrte ihren Daumen aus dem Handschuh und wedelte damit vor den Augen des Verkäufers herum, während Martina und ich uns kaputtlachten. Schaff dir Kinder an, damit sie sich über dich lustig machen, sagte sie.

Auf dem Herd kochte die Suppe. Das Brummen des Radios versetzte die Zimmerluft in Schwingungen. Papá trat aus dem Schlafzimmer, wo er lange mit Mamá geredet hatte. Sie ging ins Badezimmer, und als sie wiederkam, wusste ich, dass

sie geweint hatte. Es ist wegen dem Qualm, sagte sie. Dann nahm sie den Topf vom Herd, und der Dampf des säuerlichen Kohls vermischte sich mit dem Rauch im Raum.

Ich mag keinen Kohl, der schmeckt nach Schleim.

Wir haben aber nichts anderes.

Aber gestern gab es das auch schon.

Martina, sagte Mamá sehr ernst, ich würde dir ja gern eine Hammelkeule braten, aber es gibt hier keine Hammel, weil es so kalt ist.

Papá, Hammel frieren nicht, oder? Die haben doch ein wolliges Fell.

Lieber Himmel, Manuel, mach das aus.

Im Radio lief gerade das Abendprogramm mit Lipsi, diesem züchtigen Tanz, mit dem die Regierung den Rock 'n' Roll bekämpfen wollte. *Heute tanzen alle jungen Leute im Lipsi-Schritt, nur noch im Lipsi-Schritt. Allen hat der Takt sofort gefallen. Sie tanzen mit im Lipsi-Schritt.* Papá stellte das Radio lauter und tanzte durch den Raum, kreiste, die Arme in die Hüften gestemmt, mit den Schultern, machte kleine Schritte nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten, die Augen halb geschlossen, lächelnd. Er stellte sich hinter unsere Mutter und löste den Knoten ihrer Schürze. Mamá drehte sich weg, ich bin nicht in Stimmung, doch sie konnte sich seinen Armen nicht entziehen. Na, komm schon, Frau. Stell dir einfach vor, das ist eine Copla.

Sie tanzten, bis der Schlager zu Ende war, während Martina und ich, beide mit dem Füller in der Hand, erstaunt zusehen und unsere Körper von etwas erfüllt wurden, das sich

wie Wärme anfühlte. Auf dem Papier breitete sich derweil ein blauer Tintenfleck zwischen den Linien aus. Ist gut, sagte Mamá, es reicht mit dem Zirkus, lasst uns essen.

Papá fasste mit den Fingern ins Suppenwasser und holte ein fast durchsichtiges Kohlblatt heraus. Wisst ihr, was das ist?, fragte er. Das ist eine Scheibe Serranoschinken. Köstlich, Katia. Magst du? Ja. Magst du, Martina? Nein. Was ist Serranoschinken? Papá ignorierte sie. Sicher? Na dann.

Diese gelbe Wohnung: Einmal kratzte ich unterm Bett die Tapete ab und entdeckte acht verschiedene Schichten übereinander. Als hätte jeder, der in dieser Mansarde im vierten Stock gewohnt hatte, hier eine Spur hinterlassen, etwas von seinem Leben bewahren wollen, das der Nächste wiederum mit einer neuen Tapete überdeckte. Um zu unserem Treppenaufgang zu gelangen, musste man den Hof überqueren, einen kleinen anarchischen Wald. Die könnten ruhig mal die Fassade streichen, sagte Mamá, wir sind doch nicht mehr im Krieg. Von außen war das Haus dunkelgrau. Alle Häuser waren damals grau, mit abgeblättertem Putz, Skelette, die schmutzige Kleider trugen. Aber ich kannte nur dieses eine Haus, in dem es immer kalt war. Papá hatte uns anfangs sämtlichen Nachbarn vorgestellt, und wenn wir die Treppe zu unserer Wohnung hochstiegen, konnten wir auf jedem Treppenabsatz sehen, womit die Bewohner im Vorderhaus gerade beschäftigt waren; wir machten ein Spiel daraus, ihren Alltag zu überwachen: Frau Zengerle, die vor ihrem Wasserkessel saß und alles im Blick hatte; Ekaterina, die am Fenster las. Als Herr Schmidt, der mit der kleinen

Nickelbrille auf der Nasenspitze, eines Morgens nicht an seinem Fenster stand und uns grüßte, wussten wir sofort, dass er gestorben war: Da stimmt was nicht, sagte Papá. Später erfuhren wir, dass Herr Schmidt, der seit dem Kriegsende nicht mehr auf die Straße gehen wollte und von hilfsbereiten Nachbarinnen mit Essen versorgt wurde, dort oben in seiner Wohnung auf dem Boden gelegen hatte, für immer eingeschlafen.

Anfangs wachten wir morgens mit dem süßlichen Geruch aus dem Bäckereiofen im Erdgeschoss auf, dessen Abzugsrohr an der Hauswand entlangführte und an unserem Fenster endete. 1962 machten sie den Ofen und fast alle Läden in unserer Straße dicht. Wir besaßen nur wenig: Im Wohnzimmer gab es einen dunklen Holztisch und vier Stühle; das wacklige Regal, das man nicht berühren durfte, weil darauf die vier Teller und Gläser und Vaters Bücher standen; ein schmales Bett und ein Sofa. Im Badezimmer eine Haarbürste, die nach Kölnischwasser roch; ein Stück Seife, bereits verschlankt durch unsere Hände und Papás Rasuren. Als Kind setzte ich mich morgens immer mit baumelnden Beinen auf die Toilette und sah zu, wie er sich mit dem Pinsel das Gesicht einseifte. Dann drehte er sich zu mir um und sagte: Wer bin ich? Ein dicker Zwerg, Papá!, und er ging in die Knie, rieb seine Nase an meiner und machte mich ganz weiß. Der Schimmelgeruch: Als wir einzogen, hatte Mamá die grünen Kacheln mit einem scharfen Mittel geputzt, und danach glänzten sie nicht mehr. Jetzt sehen sie noch schlimmer aus, meinte sie. Aber immerhin sind sie sauber, sagte Papá.